



Annalise-Wagner-Stiftung  
c/o Regionalbibliothek –  
Marktplatz 1– 17033 Neubrandenburg

NEUBRANDENBURG



Stadt der vier Tore am Tollensesee

## Annalise-Wagner-Preis 2019

### Dr. Kathleen Haack Laudatio

Sehr geehrter Herr Professor Oppermann,  
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Witt, sehr geehrter Herr Bürgermeister Grund,  
sehr geehrter Herr Simon,  
meine Damen und Herren,

Wir treffen uns hier und heute, um Reinhard Simon zu feiern. Ich freue mich sehr, dass ich eine Rede zu diesem Anlass halten darf!

Nun umfasst ein solches Unterfangen gemeinhin, den zu Würdigenden zunächst kurz vorzustellen und darüber zu reflektieren, welche markanten Etappen sein Leben geprägt haben; kurzum, was das Besondere an ihm ist, das uns am heutigen Tag zusammenführt.

Nun: Ich muss gestehen, dass ich Reinhard Simon kaum kenne – denkbar schlechte Voraussetzungen, um zumindest den einleitenden Teil zu gestalten. Und das war auch mein erster Gedanke, als man mich unlängst gefragt hat, ob ich die Rede anlässlich der Verleihung des Annalise-Wagner Preises 2019 halten möchte. Doch dieser Gedanke war nur ein äußerst kurzer. Sehr schnell wurde mir klar, alles, was ich in diesem Zusammenhang über Herrn Simon wissen muss, weiß ich:

Reinhard Simon ist ein aufgeschlossener Mensch. Als echter „Neustrelitzer Jung“ interessieren ihn die Dinge seiner unmittelbaren Umgebung und darüber hinaus.

Schon von Berufs wegen engagiert er sich für Natur- und Artenschutz sowie für Landschaftspflege im Umweltamt des Landkreises Mecklenburgische Seenplatte. Die Liebe zur Natur, die er selbst als sein Hobby bezeichnet, und die Liebe zu den Menschen dieser, seiner Region haben ihn auch zur historischen Reflexion über lokale und regionale Erfahrungsbereiche angeregt. Das erfordert Neugierde.

Denn Reinhard Simon ist nicht von Hause aus Historiker. Er ist Diplomagrarpädagoge.

Neugier ist verbunden mit dem Suchen nach Antworten und dem Wunsch, mehr wissen zu wollen, tiefer einzudringen und Dinge zu hinterfragen.

Reinhard Simon ist also auch ein neugieriger, ein wissbegieriger Mensch, einer, der hinterfragt. Als Heimatforscher war und ist es sein Anliegen, Geschichte und Geschichten aus der Region zusammenzutragen. Dabei stieß er auf ein Kapitel deutscher Geschichte, das ihn nicht mehr losgelassen hat. Ein grausames Kapitel, nämlich die Tötung psychisch kranker und behinderter Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus. Und dies nicht etwa im entfernten Berlin oder im mecklenburgischen Schwerin oder in Rostock. Nein, in seiner mecklenburgischen Heimatstadt Neustrelitz. Auch hier wurden Menschen abgewertet und gedemütigt, in dem man sie ab 1934 durch Zwangssterilisationen aus der Fortpflanzungsgemeinschaft ausgeschlossen hatte. Im Zuge des Zweiten Weltkriegs schlug diese Ausgrenzung schließlich in Vernichtung um. Die als „unwert“ und „Ballastexistenzen“ deklassierten Menschen hatten entsprechend der Wertehierarchie der Nationalsozialisten nunmehr keine Berechtigung zur Teilhabe an den immer knapper werdenden Ressourcen. Sie wurden von Ärzten und Pflegenden getötet, euphemistisch als „Euthanasie – der schöne, gute Tod“, bezeichnet.

Hier konnte und wollte Reinhard Simon ob der unmittelbaren örtlichen Nähe nicht wegschauen. Dies hatten im Laufe der Jahrzehnte schon sehr viele getan. Kaum jemand wusste noch, dass die perfide, auf Rationalität, Kosten-Nutzen-Rechnung und allein auf Kriegswirtschaft ausgerichtete NS-Gesundheitspolitik auch am Rande der Stadt Neustrelitz, in der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Domjüch aber auch in der Psychiatrischen Abteilung des Landespolizeigefängnisses Neustrelitz mehrere hundert Opfer gefordert hatte. Im Rahmen der sogenannten „Aktion Gnadentod“ waren sie mit Kohlenmonoxid vergast, mit Tabletten und Injektionen getötet worden oder man hatte sie schlichtweg verhungern lassen.

Dies wirft – beinahe zwangsläufig – die Frage auf: Wie konnte es geschehen, dass Angehörige einer Gesellschaft, die sich selbst als führende „Kulturnation“ verstand, den Respekt vor der Würde gerade der schwachen und wehrlosen Menschen verloren und diese zu Objekten medizinischer Forschung und ökonomischen Kalküls gemacht hatten – bis hin zur systematischen Vernichtung dieser Menschen? Gerechtfertigt wurden die Krankentötungen in der Wahrnehmung der Ärzte und des in die „Euthanasie“ verstrickten Anstaltspersonals als „Erlösung vom Leiden“. Doch hinter dem „Erlösungsgedanken“ verbarg sich das ökonomische Kalkül des „lebensunwerten Lebens“. Dabei bestimmte sich der „Lebensunwert“ nicht nur durch das den Betroffenen unterstellte Gefühl, sich selbst eine Last zu sein, sondern vor allem durch den fehlenden Nutzen für die Umgebung und die Gesellschaft. Das muss nachdenklich machen. Auch heute, in einer Gesellschaft, die sich durchaus am Primat der Leistungsfähigkeit orientiert. Und auch dies schwingt in der Dokumentation „Domjücher Schicksale“ von Reinhard Simon mit.

Er ist auch ein nachdenklicher, im besten Sinne ein gedankenvoller Mensch. Er begriff, dass aus dem Bewusstsein, aus dem von ihm generierten Wissen des Vergangenen, eine gewisse Pflicht erwachsen war. Er wollte es nicht dabei belassen, dass psychisch Kranke und Behinderte in seiner Heimat systematisch zu bürokratischen Objekten entmenschlicht worden und nun vergessen waren. Sein Anliegen war es, den Vergessenen Gesicht und Namen zurückzugeben, ihre Leiden darzulegen, ihre häufig abrupt endenden Biografien noch einmal aufleben zu lassen; im besten Fall, sie dauerhaft der Anonymität zu entreißen.

Dazu bedurfte es eines langen Atems, Vehemenz, Gewissenhaftigkeit, Inbrunst und Zähigkeit, von der ich mich selbst beim Austausch der einen oder anderen Email überzeugen konnte. Damit hat Reinhard Simon der bereits seit den 1980er-Jahren geforderten, aber noch immer zu selten umgesetzten Veränderung des Blickwinkels innerhalb der Medizinhistoriografie Rechnung getragen, nämlich die Entwicklung medizinischer Theorien und Techniken und die auf große Männer zentrierte Geschichtsschreibung durch die Patientenperspektive zu ergänzen.

Es ist ihm mit seiner Dokumentation gelungen – und dies war auch sein Hauptanliegen – eine „Abkehr vom Vergessen“ einzuleiten und so viele Einzelschicksale wie möglich zu erinnern.

Am Beginn jedes öffentlich inszenierten Geschichtsbewusstseins steht die Erinnerung. Eine solche kollektive Erinnerung muss ihrerseits eine Collage unzähliger individueller Erinnerungen sein, die systematisiert und dokumentarisch abgesichert sein muss. Der dahinterstehende Prozess ist ein dynamischer, ein vielfältiger. Und so haben wir es schließlich auch nicht mit einem feststehenden Endprodukt zu tun: Im Gegenteil: Auch die Dokumentation „Domjücher Schicksale“ kann nur ein Anfang sein. Als solche versteht sie sich auch. Als Anstoß, dem hoffentlich viele weitere folgen werden: von Heimatforschern, aus Schulprojekten, von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Hoch- und Fachschulen, von Laien u. a. m., die ihr Wissen auf unterschiedlichen Ebenen zusammentragen, um so schließlich zu einer Summe wiederum ganz unterschiedlicher, immer aber demokratischer Erinnerungskulturen zu werden. Dies bedarf einer breiten Diskussion. Dies bedarf einer breiten Unterstützung, aus Politik, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft, aus einem breiten Bürgerengagement heraus.

Denn natürlich ist Reinhard Simon auch das: ein engagierter Mensch. Aus seinem historischen Engagement erwachsen demokratische Potenziale und damit verbundene Denkanstöße. Insofern ist seine Arbeit auf gleich mehreren Ebenen auch aktuell und zukunftsorientiert.

Zum einen im Kontext über gegenwärtige Debatten zur Sterbehilfe in Deutschland, die noch immer im historischen Zusammenhang verortet werden und meines Erachtens auch verortet werden sollten. Geschichte fungiert hier als Argument für ethische Normen. Ohne im Einzelnen auf eine solch schwierige Diskussion eingehen zu wollen – hier ist weder Raum noch Zeit dafür – sei zumindest darauf verwiesen, dass im Rückgriff auf das Wissen der Vergangenheit eine Frage innerhalb dieser Diskussionen immer mitgedacht werden sollte: Können Entscheidungen über die Tötung oder die Beteiligung am Tod eines Menschen von Ärzten getroffen werden, ohne dass sentimentales Mitleid oder Überlegungen über den Wert eines bestimmten menschlichen Lebens wie in der historischen Debatte um die „Euthanasie“ eine Rolle spielen?

Zum anderen stellt uns heute die so genannte „Zweite Geschichte“ des Nationalsozialismus, die Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur, vor wichtige Entscheidungen des Umgangs mit etwa den Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten. Sollen „schlimme Vergangenheiten“ vergessen oder erinnert werden vor dem Hintergrund eines immer wieder vorgetragenen Unbehagens an der Erinnerungskultur? Wir müssen aufpassen, dass Informieren und Erinnern nicht auf einer Einschüchterung durch Geschichte aufbaut. Es geht nicht um eine schematisch vorgetragene Verurteilung der NS-Geschichte, sondern darum, in immer wiederkehrenden Versuchen Verflechtungen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart herzustellen. Zu Recht heißt es in der Erklärung der Allgemeinen Menschenrechte, dass „die Nichtanerkennung und Verachtung der Menschenrechte zu Akten der Barbarei geführt“ haben. Darauf sollten wir uns im Alltag immer und immer wieder zurückbesinnen.

Im Kern geht es, und darum ging es auch Reinhard Simon bei seinen jahrelangen Recherchen, um die ungehörten Stimmen. Denn die Leiden und die Schädigungen der Opfer haben sich mit der Zeit nicht einfach aufgelöst. Sie reichen in die Gegenwart hinein. Sie verlangen eine nachträgliche Reaktion; sei es für die Hinterbliebenen, sei es für die heute betroffenen psychisch Kranken, geistig und / oder körperlich Behinderten. 71 Jahre nach der Erklärung der Allgemeinen Menschenrechte und zehn Jahre nach der UN-Behindertenrechtskonvention sind wir trotz aller Bemühungen noch weit von einer inklusiven Gesellschaft, ohne Barrieren, ohne Diskriminierung, ohne Stigmatisierung der Betroffenen entfernt.

Reinhard Simon hat dazu beigetragen, die verstummten Stimmen der Opfer der NS-Euthanasie in der Region Mecklenburg-Strelitz und darüber hinaus wieder hörbar zu machen. Mögen sie fortan mahnend hörbar sein und bleiben. Ich wünsche der Sache und uns allen, dass er weiter aktiv forscht und dass sich sehr viele seinem unermüdlichen Engagement anschließen.

Den Annalise-Wagner-Preis hat Reinhard Simon ohne jeden Zweifel verdient.

Neubrandenburg, 28.06.2019,  
gehalten von Dr. Kathleen Haack, Rostock

Dr. rer. hum. Kathleen Haack

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Geschichte der Medizin an der Universitätsmedizin Rostock und Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde DGGN. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören u. a. Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten in Mecklenburg und Pommern in der Zeit des Nationalsozialismus.